



# Schnee-Legende

Eine Geschichte aus:

Im Bannkreis. Märchen und  
Geschichten

**Elisabeth Dommer**

Sie trafen einander im Zug. Snegow wollte fort, nach Saoro. Die anderen wollten nach Hause.

Die anderen. Sie waren ein Ehepaar, das war an ihren Ringen erkennbar. Aber Snegow war sich unklar, wie alt ihre Ehe sein mochte – und wie alt sie selbst. Sie kamen ihm manchmal sehr jung vor und wirkten doch, als kennten sie einander zwanzig Jahre oder mehr. Sie besaßen die Fähigkeit, sich über längere Zeit ganz und gar vom andern abzuwenden, sich auf ein einziges Wort hin ihm aber wieder zuzuwenden, ohne Schwierigkeiten, sich zurechtzufinden. Mitunter jedoch schienen Blicke, ein Lächeln und Anlehnen von noch frischer Verliebtheit zu sprechen. Dann wieder gab es Sekunden voll Unmut, Überdruß aus kaum zu durchschauendem Anlass, bei ihr, auch bei ihm, aber niemals bei beiden zugleich. Denn der andre, der den Anflug von Missstimmung wahrnahm, machte sofort den Versuch zur Besänftigung – immer erfolgreich. Danach waren beide besonders vergnügt und mitteilksam und stets bereit zu lachen, wobei sich für Snegow der Eindruck eines Ehepaares etwas verlor. Sie wirkten eher wie Schulkameraden. Aber gerade dann schienen sie spürbar zu altern.

Vor allem der Mann, der häufig lärmend lustig war, wirkte allmählich älter. Er suchte zuerst das Gespräch, stellte sich vor: Peter Hansen. Alles an ihm war hell – seine Augen, seine Kleidung und sogar seine Koffer und Taschen, und sein Haar kam Snegow wie blondiert vor. Das war aber sicher ein Irrtum, er war ein natürlicher Mann, in seinen wenigen stillen Momenten machte er sogar einen seriösen Eindruck.

Seine Frau nannte er Marie. Vermutlich hieß sie Maria. Ihr sehr heller Teint mutete ungewöhnlich an zum schwarzen Haar, zu den Augen, die gleichfalls schwarz wirkten. Dass sie tatsächlich schwarz waren, glaubte Snegow nicht. Er spürte, dass sie grau seien – grau, mit der Möglichkeit, in Farben aufzuleuchten.

Er suchte nach einer Erklärung für die Farbe ihrer Augen. Immerhin saßen sie viele Stunden miteinander in diesem Abteil. Der Zug schob sich mühsam voran. Novemberschnee lag auf den Gleisen und dehnte die Strecke von einer zur anderen Stadt. Und nebenher zogen schlanke, weißstämmige Bäume dahin – eine nicht endende Herde von Birken, lautlos und anhänglich. Das Rot der Eichen, das Kieferngrün, sie schimmerten wie durch Nebel. Der Morgen war ohne Mitte in den Abend gestürzt. In den Dörfern und Gehöften, die verstreut in weißen Feldern, weißen Wiesen lagen, leuchteten Fenster – wo nicht, wirkten die Häuser verlassen. Manchmal stand der Zug.

Peter Hansen schimpfte über die stockende Fahrt und den Schnee. Er tat es scherzhaft, doch Snegow kam es vor, als ob es ihn ernsthaft aufbrächte.

Er sagte: „Ich liebe den Schnee.“

„Ja, Sie“, sprach Maria. „Sie müssen. Ihr Name klingt schon so.“

Er murmelte ihn verblüfft und verriet dabei seinen Vornamen. Alexander Snegow. Bildhauer war er und wollte nach Saoro, um sich einmal auch in der Schneebildhauerei zu versuchen. Er hatte sich bei Igarashi angemeldet, der seit Jahren dort Preise gewann für Paläste, phantastische Drachen und Schiffe, mit Segeln bestückt, die wie ein Vogelschwarm waren.

Aus der Miene der Frau las er Sehnsucht, beinah Gier, all die Dinge zu sehen. Doch das gab ihren Augen kein Licht.

„Aber Schnee muss schmelzen!“

„Für mich ist das gut“, sagte er. „Ich bin unzufrieden mit allem, was ich bisher gemacht habe. Stein ist so unerbittlich. Schnee ist nachsichtig, er lässt einen das Tollkühnste wagen, denn was auch immer misslingt – es ist fort, schon nach wenigen Wochen.“

„Aber das, was gelingt?“

„Da ist bei mir, glaub ich, keine Gefahr. Ich hab auch nie etwas festhalten wollen – und ich bin nicht mehr der Jüngste. Ich würde aufhören, wenn ich es könnte. Nun, da ich es nicht kann, versuche ich mich jetzt am Schnee.“

Er blickte zum Fenster hinaus. Sie fuhren nun ganz langsam.

Maria sagte: „Ich habe Schnee gern. Auch wenn wir seinetwegen nicht schneller vorankommen können. Vielleicht gerade deshalb, ich weiß nicht. So eine

Reise habe ich mir ja schon lange gewünscht. Stunden und Stunden entlang an Bäumen und Flüssen und Wiesen. Wer in der Stadt wohnt, muss das ab und zu erleben. Wir waren im Herbst in Timurje – ein Ort, den niemand kennt. Sie kennen ihn auch nicht, nicht wahr? Wir haben am Wasser gewohnt, am Fluss, wissen Sie, da gab´s Reiher, und die Bäume verrosteten langsam, oder sie wurden zu Gold – mal kam´s einem so und mal so vor. So einen Herbst werde ich niemals wieder ... Und dabei hat es mein Mann nie gewollt, war all die Jahre nicht für so eine Reise zu haben. Und plötzlich, diesen Sommer – ich hatt´ schon aufgegeben, mindestens ein Jahr lang nicht mehr die Rede drauf gebracht, und plötzlich hat er ganz von selbst ... als ob ..."

Sie war leiser geworden, verstummte. Im Abteil lag belastende Stille. Snegow spürte, es war jetzt an ihm, die Situation zu entspannen. Er meinte, es müsse ganz leicht sein, da es den beiden immer rasch gelungen war. Bald aber merkte er, dass er kein Wort zu finden wusste, das hier half.

Er empfand, dass sie etwas verbargen. Es war ein bewusstes Verstecken von etwas Wichtigem, und, einmal entdeckt, schien es ihm alles zu durchdringen, die kleinste Geste, den flüchtigsten Blick.

Es fiel ihm jetzt auf, dass die Frau vor Unruhe kaum mehr sie selbst war. Das unentwegte Spiel ihrer Augen, Lippen und Hände, ihrer Brauen und selbst ihrer Stirn hatte er zunächst lebhaftem Temperament zugeschrieben. Nun, als niemand sprach, nichts Anteilnahme verlangte, wandelten sich diese Zeichen, zeugten von Nervosität – einer Nervosität, wie er sie noch nicht gesehen hatte. Ihr ganzer schmaler, schon magerer Körper war davon geprägt, er wirkte angespannt. Als Snegow sich einmal vorbeugte, streifte sein Atem ihre Schulter. Und er merkte, wie sie erschauerte.

Im nächsten Moment aber blickte sie in sein Gesicht. Das war kein Tasten und Hasten. Ihre Augen waren auf ihn gerichtet. Grün. Intensiv. Es war eine tonlose Bitte. Eine Bitte um irgendetwas.

Er wusste später nicht, wie lange sie miteinander so saßen. Wahrscheinlich war es nicht viel mehr als ein Moment. Er hatte jedoch das Empfinden, weit fort gewesen zu sein.

Verwundert sah er Hansen zurückkehren in das Abteil – er hatte ihn nicht hinausgehen sehen. Nun war er plötzlich da, mit Flaschen klirrend und mit Beuteln raschelnd, Anekdoten erzählend, sehr heiter – so unbeschwert, dass sich Snegow innerlich dagegen sträubte. Auch Maria schien sich anfangs zu wehren, aber ihr Mann ließ nicht nach, sie musste auf der Stelle eine Pastete essen und sich anhören, was er im Gang erlebt hatte mit einem Jungen und einem großen Hund. Es war zu spüren, wie sie nachgab: widerstrebend zunächst, fast gequält, dann unvermittelt entschlossen. Und erleichtert wie ein Kind, das man geweckt hat aus einem beklemmenden Traum, war sie beängstigend fröhlich.

Er fragte sich später, wieso er dies beängstigend gefunden hatte. Vielleicht war das eher ein Ausdruck eigener Sorge gewesen. Denn bei all der Lebhaftigkeit, Redelust der beiden hatte er unausgesetzt das Gefühl, sich auf etwas besinnen zu müssen, auf etwas Wichtiges, das ihm entglitt. Er wurde schweigsamer. Alles war so sonderbar. Er durfte nicht vergessen ...

Er versuchte, mit Worten zu greifen, was unbenennbar war. Sie verbargen etwas. Da war ein Geheimnis, das sie, jeder für sich, hüteten. Keiner schien zu wissen, wie groß die Ahnung des anderen war. Keiner schien es erfahren zu wollen. Nur eines erschien Snegow sicher: Im tiefsten Sinne betraf es die Frau – obwohl der Mann vermutlich mehr darüber wusste.

Er befragte sie mit seinem Blick. Er bekam keine Antwort, kein Zeichen. Auch beim Abschied nicht.

Sie kamen im Dunkeln nach Lara. Snegow fühlte sich leer und erschöpft, es tat ihm leid um verlorene Fragen. Sie trennten sich auf dem Flughafen, wo er nach Osten, sie nach Westen fliegen würden. Bis zur letzten Minute gab es keinerlei Anzeichen mehr, dass mit diesem Ehepaar Hansen etwas nicht so war, wie es sein sollte. In ihren Wintermänteln, mit den Pelzkappen, wirkten sie fremd – nette Leute, von denen man sich nach der gemeinsamen Fahrt leise bedauernd trennte. Man möchte sich gern wiedersehen, weiß aber, das wird nicht sein, und weiß auch, man wird es verschmerzen.

Als das Flugzeug abhob, dachte er nicht mehr an sie. Er träumte voraus, nach Saoro.

In der Stadt war der Januar grau. Maria vermisste den Schnee, verlangte nach ihm wie als Kind, sogar intensiver. Sie hoffte, dass er ihr Kraft geben könnte, sie schob ihr Unwohlsein auf diese triste und neblige Welt. Sie glaubte an Schnee – womöglich, weil es ihr gut gegangen war, als sie ihn zum letzten Mal gehabt hatte: auf jener langen Reise mit Snegow. Ihr fiel nichts anderes ein, was ihr helfen könnte. Denn sie wusste ja nicht, was ihr fehlte.

Peter stimmte ihr zu, wenn sie meinte, das Grau belaste sie. Er vertröstete sie auf das Frühjahr. Doch davor hatte sie unklare Angst. Ein ungewohntes Empfinden. Sie kam dagegen nicht an.

Es mochte Winter bleiben! Manchmal erschreckte dieser Wunsch sie, vor allem in seiner Heftigkeit. Darüber nachzudenken, scheute sie sich. Sie lebte monatelang schon in Furcht vor dem, was herauskommen könnte, wenn sie zu grübeln anfinge. Sie hatte gelernt, die Gefahr mancher Gedanken zu spüren und sich vor ihnen zu verschließen. Auch wenn sie mit sich allein war. Besser aufgehoben wäre sie in ihrem Blumengeschäft. Besser abgelenkt. Aber der Arzt ließ sie nicht gehen. Im Grunde fühlte sie sich auch zu schwach. Allein die Vorstellung von einem Raum voller Blumen erregte Übelkeit.

Das wusste Peter nicht. Die Gewohnheit, Gedanken zu zügeln, ermöglichte ihr, selbst ihm nicht alles zu erzählen. Sein Technikerverstand war ohnehin in Verwirrung. Längst war er nicht mehr fähig, alles, was vorging mit ihr, nüchtern zu erklären. Oder er wollte nicht. Sie war sich ziemlich sicher, dass auch er manches vor ihr zurückhielt. Er war so vertraut mit dem Arzt, der ihr Arzt war, nicht seiner. Da gab es Blicke wie unter alten Kameraden, während ihr der Mann bis heute fremd war und wenig sympathisch. Möglich, dass seine Art ihr nicht lag. Doch manchmal stürzte es sie in Verzweiflung.

In solchem Zustand wurde sie Anfang Februar von einem Bild aus Saoro getroffen.

Sie hatte sich vom Einkauf Zeitschriften mitgebracht und fand in einer den Bericht über das Schneefest. Da gab es Bilder von Skulpturen und Palästen. Eines der Farbfotos füllte eine Doppelseite. Ein filigranes Tor von einer unfassbaren Tiefe, eine schwarze Öffnung, die bodenlos erschien und mit

magischer Anziehung wirkte. Zur Seite, ganz in der Bildecke, saß auf einem Stein eine Frau.

Maria erkannte sich selbst sofort, wenn auch dieses Gesicht nicht völlig das ihre sein mochte. Doch ihre Betroffenheit war vielleicht das untrüglichste Zeichen, dass dies ihr Porträt war, befremdend, beunruhigend durch das Weiß. Sie saß da ruhig und sinnend, leicht nach vorn gebeugt, in einem einfachen langen Gewand. Dieses schmale, abgemagerte Gesicht, die Schatten unter den Augen! Peter hatte ihr mehrmals gesagt, sie wirke nur so bleich wegen des schwarzen Haares. Das Haar dieser Frau war weiß. Es gab keine Ausreden mehr für ein Gesicht ohne Farbe, für eine Haltung, leicht und doch unwiderlich der Erde zugeneigt. Die Frau dort war todkrank.

Sicherlich war es gut, dass sie zunächst einmal so denken konnte: Diese Frau dort, die andere, jene auf dem Bild, ist krank. Die andere, die da so ruhig, gelassen sitzt. Oder ergeben. Ruhe. Sie sehnte sich plötzlich ungestüm danach. Etwas zu haben, wonach sie sich sehnen konnte, war das zweite, was gut für sie war.

Sie fühlte keine Verzweiflung, als sie sich schließlich zu sagen vermochte: Jene Frau auf dem Bild dort bin ich.

Peter kam am Abend ein wenig später als üblich nach Hause und fand überall Unordnung vor. Ein Staubtuch lag auf der Garderobe, neben dem Mülleimer der Scherben eines Tellers. Im Wohnraum war es kühl – die Heizung aufgedreht, das Fenster aber offen. Eine aufgeschlagene Zeitschrift auf dem Esstisch. Seine Frau schaute ihn an, als sei er nicht eine Stunde später nach Hause gekommen, sondern Monate oder ein Jahr. Und als sei ihr kaum recht, dass er kam.

Tatsächlich fühlte sie sich sehr gestört. Eben hatte sie sich wohlbefunden in der Gesellschaft Snegows. Deutlich hatte sie ihn gesehen: die Falten über den buschigen Brauen. Augen von sehr hellem Blau. Ernst der Blick, auch der Mund, selbst das Kinn, alles wirkte ernsthaft. Doch sie wusste von irgendwoher, dass er lachen konnte, so stark und von innen heraus, dass es sie froh machen würde. Es war zu schade, dass es nichts zu lachen gab.

Sie hatte in der Zeitschrift seinen Namen gesucht, doch vergeblich. Man schrieb nur über Igarashi. *Dunkles Tor* war seine Schöpfung und hatte den ersten Preis gewonnen. Dennoch blieb Snegow ihr nah, nicht zu verdrängen vom Schrillen der Klingel. Obwohl sie halb abwesend war, wurde ihr plötzlich bedeutsam, dass Peter seit längerem schon die Wohnungstür nicht mehr selbst aufschloss. Seine blendende Laune beim Eintritt machte sie bitter und stumpf. Er trat zum Tisch, nahm die Zeitschrift. Sie starrte aus dem Fenster. Sie hörte ihn blättern. Er hatte das Bild umgeblättert! Und sagte: „Vorhin habe ich Ina getroffen. Sie kommt morgen Nachmittag zu dir.“

„Ina?“, fragte sie und musste sich besinnen. Ina war meine Freundin.

Sie dachte wirklich: Das war meine Freundin. Sie dachte auch irgendwann später: Unser Teeservice war wunderschön. Als sie sich dieser Art, in der Vergangenheit zu denken, bewusst wurde, war ihr mit einemmal kalt.

Sie sagte, sie sei müde, ging zu Bett, es war kaum zwanzig Uhr. Vier Stunden fast lag sie hellwach. Als er endlich kam, tat sie, als ob sie fest schlafe.

Tags darauf klingelte Peter vergebens an der Tür. Er schloss auf. Heute war alles in Ordnung. Es lag nichts herum. In der Küche fand er den Kaffee warm gestellt. Pfannkuchen auf einem Teller, glasiert, wie er sie mochte. Ein Zettel: *Hab Dank und verzeih. Ich wünsch Dir Glück, mein Lieber.*

Die Freundin, die nach zehn Minuten durch die noch offene Tür trat, erblickte einen Mann, der sie befremdete. Die Beine von sich gestreckt, saß er reglos auf einem Küchenstuhl, ließ Kopf und Schultern hängen. Sein Gesicht schien ihr mürrisch, verschlossen. Sie spürte, er war unansprechbar. Aber sie hatte Warten gelernt.

Leise ging sie durch die Wohnung. Maria war nicht da. Sie kehrte zurück zu dem Mann und setzte sich auf einen Hocker. Und sei es, dass ein wenig Zeit verstrichen war, sei es, dass sie jetzt einen anderen Blickwinkel hatte – nun wirkte er auf sie anders. Betroffen, ja. Dabei erleichtert. Erschöpft. Und ganz einfach entspannt.

In der Nacht vom Februar zum März ging Nabuo Igarashi durch die Schneestadt. Er nahm Abschied, so wie jedes Jahr. Immer hatte er auf diesen Gängen



allein sein wollen. Dieses Mal hatte er sich gewünscht, jemanden bei sich zu haben. Dass es nicht so war, machte den Abschied ihm beinahe unerträglich. Das Fest war vorbei. Die Touristen, die noch nicht abgereist waren, schliefen in ihren Hotels. Verstummt waren das Freudengeschrei kletternder, rutschender Kinder, das Klicken der Fotoapparate und das Surren der Filmkameras. Die Kioske waren verschlossen. Dablieben die Stille, das Weiß.

Erst in der letzten Nacht begannen die Dinge zu leben. Das hatte Igarashi in vielen Wintern erfahren. Eispaläste und Eiskathedralen luden zum Eintreten ein. Es schien, als ließen die Türen sich öffnen, und manches Fenster wirkte wie nur angelehnt. Und es war, als regten sich die Eisglocken zögernd im Turm.

Das Wikingerschiff nah am Wasser der Saoro-Bucht hatte die Segel gesetzt, als genüge der Ruf „Anker lichten!“, und es triebe fort. Die zwei weißen Löwinnen lagen, die Muskeln gespannt, achtsam witternd. Daneben das Einhorn stemmte sich zum Sprung bereit. Mondlicht, der ruhelos durch schwere Wolken glitt, flatterte über sein Schneefell, über die Flanken der Löwinnen hin, versetzte die Wesen und Dinge in Erwartung und Nervosität.

Hinten in der Stadt, in der Steinstadt lauerten im Halbschlaf die Bagger. Morgen, sobald es hell wurde, würden sie plump und gewaltig wie Saurier herüberkommen und das Einhorn, die Löwinnen töten, das Schiff zertrümmern, die Paläste niederbrechen und alles zu einem glatten und weißen Platz zerstampfen.

Igarashi hatte dies nie so bedauert wie heute. Vor allem wegen der Frau auf dem Stein.

In sich versunken saß sie vor dem dunklen Tor, gesammelt, angespannt. Es war, als lausche sie einer kaum hörbaren Stimme. Eigentlich müsste Snegow bei ihr sein. Er aber war bei Maria. Sie starb in dieser Nacht.

Igarashi setzte sich auf einen Vorsprung des Tores.

„Ich leiste dir etwas Gesellschaft, dann wird ´s dir vielleicht nicht so schwer.“

Er saß und sann darüber nach, warum diese Frau auf dem Stein den ganzen Monat kaum beachtet worden war. Touristen, Journalisten gingen an ihr vorüber, und selbst die Jury sagte kein Wort der Würdigung. Er fand es unge-

recht. Nun ja, sein *Dunkles Tor* – illusorische Wirkung von Tiefe, doch im Grunde nur Formspielerei. Was ihn bei seinem Anblick manchmal erschrecken ließ, war nicht das Tor allein. Es war die Frau am Eingang.

Er hatte miterlebt, wie Snegow gearbeitet hatte. Snegow war Frühaufsteher, brauchte Tageslicht. Er selbst hatte erst gegen Abend seine beste Zeit. So hatte er zuschauen können, anfangs auch helfen, beraten.

Snegow war geschickt, schlug zur Probe aus kleinen Eisblöcken Pferde und Katzen heraus. Aber er wirkte zerstreut, schien mit einem Erlebnis beschäftigt, über das er nicht sprach und vielleicht gar nicht sprechen konnte. In den ersten Tagen war er ratlos, was er denn eigentlich zum Schneefest formen sollte, und Igarashi fragte ihn nicht mehr danach. Aber bald schon begann er zu zeichnen. Er tat es mit Eifer, Erregtheit, ja mit Verbissenheit. Er hatte sein Thema gefunden, doch es wich seinem Zugriff noch aus. Wicht lange aus, nach seinem Grübeln, seiner Enttäuschung, fast Ärger zu urteilen. Und doch fesselte es immer stärker. Er skizzierte sogar dann, wenn sie gemeinsam in Teestuben saßen oder bei einem Glas Reiswein. Igarashi verstand zu schweigen, aber bereit zu sein zu hören, wenn es Zeit war. Und irgendwann legte Snegow zwei Blätter vor ihn auf den Tisch.

„Ich denke, ich hab es erfasst. Aber ich kann nicht recht glauben, was ich gezeichnet habe.“

Das Gesicht, die Gestalt einer Frau. Igarashi las die Linien ihrer Hände, ihres Halses und ihres Gesichts.

„Sie ist schön, aber krank“, sagte er. „Krank an Gemüt und Körper.“

Alexander – er kam ihm auf einmal sehr viel jünger vor, fast wie ein Sohn – stützte den Kopf auf die Arme. „Also wirklich!“ Er murmelte es und war längere Zeit unzugänglich.

Später versuchte er sich wieder an kleinen Eisblöcken bei Igarashi im Garten. Doch es endete jedes Mal damit, dass er sie mit der Hacke zerschlug.

Einmal sagte er nach solchem Ausbruch: „Warum ist man versessen darauf, alles erfahren zu wollen! Jetzt weiß ich, was ich wissen wollte – aber was fange ich damit an? Im Grunde weiß ich noch immer zu wenig.“

Igarashi wusste ihm nicht mehr anders zu helfen, als ihn so wenig wie möglich zu stören. Die Frau schien Alexander immer vertrauter zu werden. Aber es war auch möglich, dass er sie seit langem schon kannte, nur nicht gewusst hatte, wie krank sie war. Igarashi stellte ihm keine Fragen. Es heißt, dass fragen hilft, den andern aufzubrechen und ihn zu erleichtern, doch es lag nicht in seiner Natur, auf diese Weise in andre zu dringen. Und er wusste, dass dies Snegow zwang, die innere Spannung gänzlich auf sein Werk zu richten.

Ende Januar wurden auf dem großen Platz an der Saoro-Bucht die Eisblöcke aufgerichtet. Snegow hätte beinahe seine Bestellung verpasst. Igarashi überwand sich und fragte die Maße heraus. Er gab Alexanders Bestellung zugleich mit der eigenen auf, und so standen die Blöcke beisammen: ein großer für das Tor und ein kleinerer, in dem, unsichtbar noch, eine Frau saß.

Indem Snegow begann sie da herauszuholen, wurde er ruhiger. Mit dem ersten behutsamen Schlag schien er mit sich ins reine gekommen. Igarashi sah ihn nie eine Pause einlegen. Am Ende stand er müde und betroffen da und wirkte immer noch nicht ganz befreit.

„Zu verkrampft“, sagte Snegow bekümmert. „Sie sieht aus, als habe sie Angst vor diesem Tor.“

Noch am Tage zog er sich in sein Zimmer zurück. Morgens ging er sehr früh aus dem Haus.

Es hatte geschneit über Nacht. Auf all den neuen nackten Dingen lag ein Fell, dünn, dabei so weich und locker, dass es zu wärmen schien. Darunter lösten sich zu harte Spannungen, scharfe Linien wurden gemildert und winzige lebhaftige Lichter nisteten sich auf den Kuppeln und in den Haaren ein.

Als Igarashi Snegow bei seiner Frau vorfand, sah er ihn zum ersten Mal lächeln.

In den Tagen darauf war er gelassen und heiter. Ein bisschen abwesend vielleicht. Zwar lief er wie die andern umher und beschaute die übrigen Werke, aber es war zu bezweifeln, dass er sie wirklich sah. Und er war nicht erpicht auf irgendeine Meinung. Jede Beunruhigung schien von ihm abgefallen. Er war still und freundlich und tat, was man von ihm verlangte: trank Grüntee und

ging aus dem Weg und rutschte mit einem Mädchen den großen Schneedracken hinunter.

Tag für Tag kamen neue Besucher, und immer seltener traf man auf ein bekanntes Gesicht. Die Leute aus Saoro zogen sich zurück, und selbst viele Künstler wurden all der Bewunderung müde. Aber für zwei von ihnen geschah etwas Einmaliges.

Igarashi begleitete Snegow an jedem Tag einmal bei einem Gang durch die Schneestadt. Sie würde nur vier Wochen stehen. In einer Mittagsstunde sahen sie jemanden sitzen auf einem Vorsprung des Tores. Zugleich blieben sie stehen, und vielleicht aus dem gleichen Grund. Igarashi war es einen Moment vorgekommen, als habe die Frau auf dem Stein ihren Platz gewechselt. Aber sie saß natürlich noch dort. Die andere, im hellen Mantel, war ihr sehr ähnlich und hatte, in die Betrachtung vertieft, wohl unwillkürlich ihren Ausdruck angenommen.

Die Männer standen eine Weile. Alexander trat schließlich zu ihr, legte ihr eine Hand auf die Schulter. Sie blickte langsam auf. Schaute ihm ins Gesicht und erhob sich, vom Sitzen spürbar steif. Igarashi war nicht überrascht, als sie einander plötzlich in die Arme fielen. Aber die beiden wirkten davon überrascht.

Und die ganze Zeit, die sie zu zweit in Saoro durchlebten, schien ihnen Anlass für Verwunderung zu sein.

Sie durchstreiften von morgens bis abends die Städte aus Schnee und aus Stein, kletterten mit ihren Blicken die Eistürme hinauf, läuteten in Gedanken die Glocken und traten auf die Balkone der Märchenpaläste hinaus. Sie kosteten ungewöhnliche Speisen, bestiegen das Wikingerschiff und rutschten den Drachen hinunter. Über Stunden saßen sie mit Igarashi zusammen und ließen sich erzählen, wie es vor fünfzig Jahren hier gewesen war und vor tausend, vor fünftausend Jahren.

Inmitten all der häufig wechselnden Gesichter wurden sie für die Ansässigen bald zu einer vertrauten Erscheinung. Jeder mochte sie, vielleicht ohne zu wissen, warum. Selbst in überfüllten Hotels fand sich ein kleines Zimmer, wenn sie allein sein wollten.

Sie schliefen dann, wenn es gut war zu schlafen. Sie lagen beisammen am Tage und gingen spazieren bei Nacht. Und jedes Mal, wenn Igarashi ihnen begegnete, wollte eines ihm nicht in den Kopf: Diese ansteckend fröhliche Frau mit den von Erregung und Lust ständig geröteten Wangen sollte tatsächlich so krank sein?

Aber nach zwei Wochen begann ein sehr rascher Verfall. Beide begriffen sofort, dass es aufs Ende ging. Sie wurden still und zogen sich in das Zimmer zurück, das Igarashi ihnen zu Hause bereitgemacht hatte.

Zu Anfang sah er sie bei manchen Mahlzeiten. Maria, weiß wie Schnee, schien nur noch die Hälfte zu wiegen. Aber wenn er Verzweiflung bemerkte, so doch eher bei ihm als bei ihr.

In den letzten Tagen verließ sie ihr Zimmer nicht mehr. Und Igarashi ging kaum aus der Wohnung, hielt in der Küche zu jeder Zeit Reis und Tee warm, sodass Alexander damit keine Minute verlor.

An diesem Abend war er zu ihm heruntergekommen mit verstörtem Gesicht.

„Sie lässt Ihnen danken, Nabuo, sie sagt, sie braucht nichts mehr. Und Sie sollen ruhig gehen, wenn Sie möchten, weil doch heute die letzte Nacht ist.“

Da hatte Igarashi ihm zugnickt und war gegangen.

Und nun saß er hier. Wie lange schon, wusste er nicht. Jedenfalls war er völlig durchfrozen. Schneeflocken sanken herab. Sie fielen bedachtsam und heimlich, wie allzu früher oder allzu später Schnee. Flocken mit schlechtem Gewissen nannte man das in Saoro. Sie hatten wie kein anderer Schnee sanften Eigenwillen.

Unwillkürlich lächelte er der Frau zu, die mit ihm hier saß und ihn anschaute, aber sie gab ihm das Lächeln nicht zurück. Ihr Blick war starr auf ihn gerichtet. Da wusste er wieder: Sie war ja keine echte Frau. Es war ihm eben nur so vorgekommen. Und er glaubte zu verstehen, warum sie von allen Leuten übersehen worden war. Neben all der gigantischen Pracht wirkte sie nicht wie ein Kunstwerk, sondern wie ein Mensch, der sich ein Weilchen ausruht.

Igarashi stand schwerfällig auf. Steifbeinig ging er zu ihr, legte ihr eine Hand auf die Schulter. Wenn doch wenigstens sie bleiben könnte! Er fühlte sich

plötzlich geschüttelt von einer Kälte, die nicht nur von außen kam. Sie machte ihn hilflos und traurig.

Benommen lief er heim. Er machte Feuer und trank mehr als einen Sake. Langsam spürte er, wie das Blut wieder in ihm pulsierte.

Im Haus war es still. Er dachte: Die anderen schlafen wohl schon. Erst später stutzte er, doch ohne zu erschrecken. Solange er in dieser Nacht in seiner Wohnung war, erschien sie ihm als Stätte, in der man wohl schlief, doch nicht starb.

In Ruhe und Wärme geborgen, fing Igarashi an von einer Rettung der Schneefrau zu träumen. Sie wollten ja alle gern leben, das Einhorn, die Löwinnen auch, der Drache, selbst das Schiff. Sie würden gern vor den Sauriern fliehen. Aber sie hatten dazu nicht die nötige Kraft mitbekommen. Als sie geboren wurden, hatte man gedacht: Es ist doch nur für vier Wochen.

Aber Alexander hatte das nicht gedacht. Oder wenn er es je gedacht hatte, so hatte er es bald vergessen. Wohl deshalb war seine Frau fähig, andere anzublicken.

Igarashis Gedanken drängten immer wieder zu diesem Punkt zurück: andere anzublicken. Und plötzlich wusste er: Diese Frau hatte ihn angeschaut, doch sie war nicht so erschaffen, jemanden anschauen zu können. Denn sie blickte vor sich nieder auf die Erde!

Ihm wurde heiß und er stand heftig auf, das Fenster aufzureißen. Er taumelte etwas und knurrte: „Bist ja betrunken, Kerl!“ Zugleich war er hellwach. Und sah die Augen der Frau mit solcher Deutlichkeit auf sich gerichtet, dass es ihn noch einmal aus dem Haus trieb.

Es war in der zweiten Nachthälfte. Der Mond war verschwunden. Der Schnee kam jetzt in treibenden Wolken, heftete sich an das Haar, den Mantel, die Wimpern des Mannes. Er kämpfte sich voran, blinzelnd nach den verwischten Konturen. Und einmal meinte er, jemandem zu begegnen.

Eine Gestalt ging vorüber, so lautlos und weiß, dass er sie erst in der letzten Sekunde bemerkte. Ehe er sich aus dem Wind gedreht hatte, die Augen ausgewischt, war sie schon so weit weg, dass sie ein Baum an der Straße sein konnte, ein Laternenpfahl, das Schattenspiel einer Schneefahne.

Er ging zur Bucht und sah die weißen Tiere mit bebenden Leibern und gesträubtem Fell, sah die Segel des Schiffes geschwollen.

Am Tor der Stein war leer.

Kurze Zeit nach seinem siebzigsten Geburtstag bot sich für Peter Hansen eine Gelegenheit, Saoro zu besuchen. Ellen, seine Tochter aus zweiter Ehe, war Fotografin geworden und sie wurde zum Schneefest geschickt. Sie fragte, ob er nicht mitkommen wolle, da er sich doch so für Bildhauerei interessiere. Aber nicht für Schneeskulpturen, hatte er einwenden wollen. Doch er hielt sich zurück, schwieg, wie immer, über die Abneigung, die er gegen solche Schneeschöpfungen spürte. Er verstand sie ja selbst nicht so recht. Es hing vielleicht damit zusammen, dass man, um sie zu sehen, an bestimmten Tagen aufbrechen musste, egal, wie das Wetter war, wie man sich fühlte. Er war noch immer kein Freund von langen und zwangvollen Reisen. Schneeskulpturen, die waren zu flüchtig, launenhaft, unzuverlässig, sie kamen und gingen wie Blumen. Er warf ihnen vor, was er konnte, um seine Scheu zu rechtfertigen. Ellen jedoch wusste nur, dass er sie von Kindheit an in Ausstellungen geführt hatte. Dort sah er Gips- und Bronzefiguren forschend, fordernd an. Und betastete sie auch verstohlen, als verlange er, dass sie ihm ein Geheimnis verrieten. Sie meinte ihm mit ihrem Vorschlag Freude zu machen. Das direkte und möglicherweise einmalige Angebot konnte er nicht abschlagen.

Bis zur Abreise dachte er stärker als in den letzten dreißig Jahren an Maria. Saoro war der Ort, an dem es Spuren von ihr geben konnte. Denn sie war damals dorthin gegangen. Dieses erbarmungslose SchneeBild in der Zeitschrift! Maria, dargestellt in ihrer unheilbaren Krankheit. Er hatte sie sofort erkannt und er war tieferschrocken gewesen. Und hatte noch immer geglaubt, vor der Wahrheit ausweichen zu können. Wie sinnlos das war, hatte er erst tags darauf begriffen. Maria war fort, und er hatte zum ersten Mal versucht, wirklich mit ihren Augen zu sehen, ihr Wesen zu erfassen.

Vermutlich war er ihr noch nie so nah gewesen. Ihm kam der Verdacht, sich unnötig angestrengt zu haben. Doch der Arzt hatte gleichfalls gemeint, man

dürfe sie nichts wissen lassen. So hatte Peter nach bestem Vermögen in ihr den Glauben an Genesung wachgehalten. Nie nachzulassen dabei war ihm manches Mal hart angekommen. Aber es war ihm gelungen, und halb unbewusst hatte er das als Beweis seiner Liebe genommen. Umso stärker erschütterte ihn die Erleichterung, die er verspürte, als endlich der Druck von ihm wich. Wie beschämend, erleichtert zu sein! Er fühlte sich veranlasst, sich zu verteidigen. Er fand, es sei alles in allem nicht anständig von ihr, ihn von einem Tag zum andern zu verlassen, nachdem er sich bis zur Erschöpfung abgemüht hatte für sie. Erschöpft war er tatsächlich und darum überempfindlich. Verlassen! Da half eine Spur von Gekränktheit, sich früher und leichter als sonst Neuem zuzuwenden. Wenn er darüber nachdachte, wurde ihm unbehaglich. Aber Hoffnungen und unvermutete Pläne verhinderten, dass er zu sehr über Vergangenes nachsann.

Inzwischen war die Vergangenheit aber ein Land geworden, in das er gern lange Ausflüge machte. Ein Land mit festem Boden. So in Bildern zu denken war nie seine Art gewesen. Es kam ihm wie Ausweichen vor. Schwäche, Altersschwäche. Er hatte immer für wichtig gehalten, zu wissen, was um ihn geschah.

Nur einmal hatte er auf Klarheit verzichtet. Er wusste, Maria war tot. Das hatte ihm Igarashi geschrieben. Igarashi – warum denn nicht Snegow? Er war es doch, der sie kannte, der sie modelliert haben musste. Aber vielleicht hatte sie später zu Igarashi gefunden? Von beiden Männern hatte er nie wieder etwas gehört. Allerdings – in den ersten Jahren hatte er nichts hören wollen. All das hatte er von sich geschoben. Das Bild aus der Zeitschrift jedoch lag in einem Fach der Kommode, das er vor Ina und Ellen stets verschlossen hielt. Heute schien ihm, als habe er einst etwas vorzeitig abbrechen lassen, und hinterher war erst das Eigentliche geschehen. Womöglich fand sich in Saoro noch ein Rest.

Peter Hansen begann diese Reise in großer Aufregung. Im Flugzeug sprach er von Maria, wie man von jemandem spricht vor einer Wiederbegegnung. In der



Stadt aber fühlte er sich von den Touristen belästigt. Verwirrt und entmutigt verkroch er sich gegen Abend in seinem Hotel.

Am Morgen ging er aus, um Igarashi zu finden, vielleicht sogar Snegow. Ellen begleitete ihn, er fand aber, dass sie ihn aufhielt. Sie umkreiste Schneeskulpturen, Eispaläste, suchte Blickwinkel, ärgerte sich über überall zu viele Leute. Ihm kamen sie heute gelegen, er sprach manche an. Keiner wusste ihm von Snegow etwas zu sagen. Die Chance, Igarashi zu finden, erwies sich als weit größer, denn er war in Saoro daheim.

„Was wollen Sie von ihm?“, erkundigte sich ein Passant. „Ein Interview womöglich? Er ist ziemlich seltsam geworden, erzählt jedem, der sich mit ihm einlässt, hier diese Schneetiere würden gern vor den Sauriern fliehen, und die Menschen seien schuld, dass sie´s nicht könnten. Mit den Sauriern meint er die Bagger. Er tut gerade so, als würde alles leben. Einmal, es ist lange her, hat er nachts eine der Skulpturen weggeschafft, sie sozusagen gerettet. Und dabei war das nicht mal seine eigene Arbeit. Und seitdem hat er nichts mehr gemacht.“

Ein anderer teilte ihm mit: „Igarashi sitzt um diese Zeit in der Teestube dort an der Ecke.“

Sie gingen hinein und sie fanden an einem Tisch einen Mann, in sich zusammengesunken, eher sinnend als trostlos. Sehr alt, sicherlich weit über achtzig. Graues Haar hatte er, ein Gesicht wie aus Lehm gebrannt, ganz fein gerissen. Er nahm hin, dass sie sich zu ihm setzten, doch er reagierte auf ihre Worte nur sparsam, mit leisem Lächeln, das zuweilen sich verstärkte, niemals zum Lachen wurde, niemals ganz verschwand.

Die Namen Snegow und Maria belebten aber nach und nach die dunklen Augen, die halb geschlossen erschienen. Sie glänzten, als spiegelten sie innere Bilder.

„Diese beiden – ja, er war ihr Mann.“

Beunruhigt mühte sich Hansen, nun schon zum zweiten Mal, dem anderen zu erklären, dass er ihr Mann gewesen sei, und zwar schon früher. Das Gespräch drohte schwierig zu werden. Der andere schien manche Sätze gar nicht auf-

zunehmen. Und Hansen fürchtete plötzlich, er habe gar keinen Anteil mehr an der Maria, die hier gewesen war.

Igarashi blickte ihm in das erregte Gesicht. „Jetzt weiß ich, Sie wollen mich fragen, warum ich sie fortgebracht habe. Man erzählt das von mir, doch es stimmt nicht. Sie ist von selbst gegangen.“

Peter Hansen begriff nur allmählich, wovon die Rede war.

„Vielleicht hab ich sie fortbringen wollen, das weiß ich nicht mehr so genau. Es war ja die Todesnacht, und die Schneefrau, das war ja Maria. Doch als ich hinkam, war sie nicht mehr da.“

Der andere beugte sich zu ihm, begierig, mehr zu hören. Und Igarashi sprach, als habe er darauf gewartet. Er erzählte ihm eine Geschichte aus einem vergangenen Winter, die hörte sich zuweilen an, als sei sie tausend Jahre alt, und manchmal, als sei sie erst gestern passiert.

„... Als ich heimkam, war alles ganz ruhig. Ich dachte, sie schlafen wohl schon. Ich selbst aber konnte nicht schlafen, saß am Ofen, rauchte, schaute dem Schneetreiben zu. Es ließ nach, in der Dämmerung traten sogar einzelne Sterne hervor. Und dann, lange vor Sonnenaufgang, kam Alexander herunter zu mir. Ich hab ihn manches Mal in starker Erregung gesehen, aber so außer Fassung noch nie. Er war bleich, hatte eiskalte Hände und redete hektisch, verworren. Ich muss fort, sagte er, auf der Stelle. Wissen Sie nicht einen Ort, wo es kalt ist und wo es nie warm wird? Und dann bat er mich: Helfen Sie mir, Nabuo, sie liegt dort oben, doch ich kann mich um nichts kümmern, wir dürfen nicht eine Stunde verlieren, denn es ist ja schon März, bald wird ´s tauen. Und dann fuhr er sich über die Stirn. Was ist das für eine Hitze bei Ihnen! Ich nannte ihm die Insel Hon. Eine einsame Insel im Norden, die einzige, von der ich wusste, dass ein Schiff noch diesen Morgen dahin abging. In meiner Jugend bin ich einmal da gewesen, weil es dort eine Eishöhle gibt. Ich fragte, ob ich ihm eine Schiffskarte besorgen solle. Zwei, sagte er, bitte zwei!“

Igarashi verstummte. Er schien in Erinnerung abgesunken. Hansen grübelte. Die Insel Hon? Davon musste er schon gehört haben.

„Und dann?“, fragte er, als ihm schien, der andere würde von selbst nicht mehr weitersprechen.

„Es war gut, dass sie gleich im Morgengrauen fuhren. Denn die Sonne kam den Sauriern zu Hilfe und noch vor Mittag war es mit all den Übrigen aus. Und so ist es jedes Jahr, keiner hat mehr fliehen können. Wenn wir es nur richtig anpacken würden, wir könnten Einhörner haben und Drachen!"

„Wir brauchen keine Drachen", warf Ellen ein, spürbar gereizt.

Igarashi blickte sie zum ersten Mal aufmerksam an. „Sie sind nicht von hier, Sie kennen unsere Drachen nicht. Woher wollen Sie wissen, dass wir sie nicht brauchen?"

„Und später?" Mit einiger Mühe drängte Hansen zum Thema zurück.

„Er schrieb mir von Hon, anfangs häufig. Es lebt sich gut hier, schrieb er. Marja fühlt sich wohl."

„Marja? Oder Maria?"

Igarashi lächelte, antwortete aber nicht. Wirklich, dachte Ellen, der hört gar nicht, was man ihn fragt!

„Marja oder Maria?"

Die übertriebene Spannung des Vaters brachte sie zunehmend auf. Sie entsprach seinem Wesen durchaus nicht.

„Hören Sie, Herr Igarashi", sagte sie. „Wollen Sie allen Ernstes behaupten ...?"

„Still! Sei doch still!"

Sie erschrak. Ihr Vater hatte rote Flecken auf den Wangen. Sie musste ihn hier herausholen. Welch eine Luft aus Qualm und Dämpfen, Welch ein starker, fremder Gewürzgeruch!

„Wir haben ja im Grunde nur ein Anliegen, Herr Igarashi. Bitte führen Sie uns an Marias Grab."

Ein Hustenanfall brachte Hansen um die Antwort. Sofern es eine gab. Er glaubte, nur ein leichtes Kopfschütteln gesehen zu haben. Er wagte nicht, noch einmal nachzufragen. Als er fähig war, wieder zu reden, waren die anderen zwei beinahe aneinandergeraten.

„Ich verstehe, was Sie von mir wollen. Sie sind Reporterin." Igarashi sprach heftig, und beide waren davon überrascht. „Sie wollen mich fragen, warum ich seit damals nichts mehr gemacht habe. Das will ich Ihnen sagen: Mir hat die andere Hälfte gefehlt. Ich hatte nie die Kraft, allein wirklich Großes zu

schaffen. Ich habe es vielleicht immer gespürt – begriffen habe ich es erst, als es zu spät war. Die andere Hälfte ist fort, und ich werde sie nie wiederfinden. Aber das macht nichts. Ja, wäre dies einzige Mal nicht gewesen, als wir uns trafen ..."

Sein Lächeln, für eine Minute ausgelöscht, kehrte zurück, versöhnlich, doch abschirmend auch. Weiteres zu erfahren gelang Peter Hansen nicht mehr. Igarashi schien innerlich jetzt auf andere Spuren geraten, und Ellen drängte derartig zum Aufbruch, dass es ihn ärgerte. Er reagierte mit Starrsinn, nach einem letzten verwirrten, bedauernden Blick auf den Alten, der zwischen den Rauchwolken saß, als würde er auf ihnen schweben.

„Ich will zur Insel Hon!“

Ellen vernahm es entsetzt. Ihr stets so vernünftiger Vater!

„Aber du glaubst doch wohl kein Wort von der Geschichte!“

Er winkte ungehalten ab. Was wusste er in diesem Moment, was er glaubte! Er fragte einen Jungen nach dem Weg zum Hafen.

„Aber ich bitte dich, Vater! Dieser Mann dort ist sehr alt, er sprach wie halb in Träumen, und in seiner Tasse war bestimmt weniger Tee als Rum!“

„Ich will jetzt ganz genau wissen, was hier geschehen ist!“

Unterwegs setzte ihm Ellen auseinander, ihr erster Film sei noch immer halb leer und sie könne nicht weg aus Saoro.

„Dann fahr ich allein“, sagte er.

Sie geriet außer sich. Er hatte noch nie eine Schiffsreise gemacht, und nun allein, und in seinem Alter!

„Aber verstehst du denn nicht, es ist sinnlos! Snegow mag dort auf Hon gewesen sein, und vielleicht ist er immer noch dort. Er hat, wenn ich recht informiert bin, nie von sich reden gemacht. Aber selbst, wenn du ihn sprechen könntest – was nützt dir das, frage ich dich!“

„Das kann ich dir nicht erklären. Du begreifst es doch nicht. Wärest du Maria ein klein wenig ähnlich, dann würdest du es in den Fingerspitzen fühlen. Doch du hast überhaupt nichts von ihr.“

„Das kannst du auch nicht erwarten. Sie war nicht meine Mutter. Aber ich bin deine Tochter, und ich bin´s so sehr, wie sich ein Vater das nur wünschen kann.“

„Schon gut. Es hatte kein Vorwurf sein sollen. Aber mache auch mir bitte keinen.“

Das dunkle Grün des Meeres wirkte unwinterlich in der Sonne. Möwenschreie, ein Dampfer am Kai, dem eilende Leute zustrebten, versetzten Peter Hansen in Unruhe. Aber der Dampfer würde zur Südküste fahren.

Sie betraten das Hafengebäude.

„Nach Hon?“, wiederholte der Mann hinterm Schalter, erstaunt, wie es schien.

„Nächste Woche.“

„Wieso nächste Woche?“

„Ja, nächsten Mittwoch. Das Postschiff.“ Er wies nach der Wand gegenüber, dort hingen Anschläge und eine Karte mit den Schifffahrtslinien.

„Bitte, kann ich schnell eine Fahrkarte nach Komo bekommen?“ Ein dunkelhäutiges Mädchen hatte sich neben Hansen gedrängt.

Er trat an die Wandkarte und suchte die Insel Hon. Sie war klein und lag einsam im Meer, nordöstlich von Saoro.

Er lief zurück an den Schalter, wo der Beamte grad Geld wechselte.

„Diese Insel, die meine ich nicht! Ich meine Hon hoch im Norden!“

„Das da ist Hon.“

„Hören Sie, es muss noch eine Insel dieses Namens geben!“

„Wollen Sie eine Karte für Mittwoch?“

Er fühlte Ellens Hand an seinem Arm. Tief verwirrt, auch ärgerlich, ging er nach draußen. Da stand er und blinzelte gegen das Sonnenlicht über dem Meer.

„Ich weiß schon, was Sie meinen. Sie meinen die Bildhauerschule.“

Das dunkelhäutige Mädchen stand wieder neben ihm.

„Die Bildhauerschule?“

„Gewiss. Ich bin dort gewesen.“

Er starrte in ihre munteren Augen und überlegte: studierte auf Hon – das hatte er schon mal gehört oder gelesen.

„Und ich hab die Schneeprüfung bestanden!"

„Bitte, was ist das für eine Prüfung?"

„Na, man arbeitet dort nur mit Schnee. Und zum Schluss muss man ein Tier erschaffen, das man liebt oder lieben gelernt hat. Man muss ihm Leben geben. Es muss weglaufen können bei Nacht. Der Sockel, wo mein Elefant gestanden hat, war morgens leer. Und das heißt, ich hab meine Schneeprüfung bestanden!"

Unbeherrscht nahm er sie bei den Schultern. „Kennen Sie Alexander Snegow?"

„Seinen Namen. Schließlich hat er die Schule gegründet. Er lebte etwa zehn Jahre auf Hon."

„Lebte? Sie sagen, er lebte?"

„Na ja, er ist zeitig gestorben, er hat nicht ganz die Sechzig erreicht. Dort ist das Klima rau, wissen Sie, und er hat es wohl nicht gut vertragen."

„Und – hatte er eine Frau?"

„O ja, die stille Maja."

„Nein, nein, nicht Maja! Maria!"

Die Schiffssirene zerriss das Gespräch mit einem dumpfen Brüllen. Das Mädchen rannte zur Anlegestelle.

„Wie war sie? Wie kommt man ... wo liegt ...?"

Der Dampfer löste sich vom Ufer. An der Reling stand das Mädchen und winkte ihm zu. Er schaute ihr nach, heftig atmend wie nach schnellem Laufen.

„Bitte, Vater, beruhige dich!"

Er drehte sich nach dem Büro um.

„Der Mann da drin sagt dir nichts anderes als vorhin!"

„Ja, aber sie ... dieses Mädchen ..."

„... hat dir Ungereimtheiten erzählt. Sie wusste nicht mal den richtigen Namen."

Er bebte fast, von Erregung erschöpft. Ellen schob ihren Arm unter seinen und sagte ungewohnt sanft: „So, weißt du, was wir jetzt machen? Wir gehen auf den Friedhof und erkundigen uns nach Marias Grab. Wenn wir es gefunden haben – versprichst du mir, dass du dich dann ins Hotel bringen lässt und dich ausruhst?"

Er zögerte. Sie wartete, bis er abwesend nickte.

Auf diesem Weg schwiegen beide. Zwischen den weißen Reihen liefen still ein paar Menschen umher. Hier und da steckten Stäbchen im Schnee, dünner Rauch kräuselte davon auf, machte die Luft aromatisch. Sie gingen entlang an den Steinen, lasen die Aufschriften, die sie entziffern konnten. Sie fragten manchmal nach dem Grab Maria Hansens. Keiner wusste es ihnen zu zeigen.

In der letzten Reihe verhielten sie am letzten Stein.

„Ihr Grab ist nicht da“, sagte Hansen.

Ellen geriet in Verzweiflung. „Das kannst du nicht so bestimmt sagen. Ich denke, Igarashi hat für das Begräbnis gesorgt. Dann hat er das bestimmt in seinem Stil getan, also im Stil von Saoro. Wir können längst am Grab vorbeigelaufen sein. Oder kannst du diese Schriftzeichen lesen?“

Als der Name Igarashi genannt wurde, blickte jemand zu ihnen herüber – eine ergraute Frau.

„Sie kennen Igarashi? Verzeihen Sie, dass ich Sie frage, doch vielleicht kennen Sie da auch Snegow?“

Ellen sah, wie ihr Vater aufhorchte. Doch plötzlich sorgte sie sich seinetwegen nicht mehr. Er wirkte gefasst, als er sagte: „Ich würde gern mehr von ihm wissen. Haben Sie ihn persönlich gekannt?“

„Oh, das nicht. Mein Neffe hat zwei Jahre lang bei ihm studiert.“

Er konnte sich nicht mehr aufregen. Das monotone Gehen, während der Schnee unter den Füßen leise knirschte, hatte ihn still und müde gemacht.

„Dann können Sie mir gewiss von seiner Frau erzählen?“

„Von Mary? Das ist schön, dass Sie von ihr gehört haben. Sie muss beeindruckend gewesen sein. Sie soll ganz hellblondes Haar gehabt haben, weiß beinah, wie ihre Haut. Mein Neffe hat behauptet, dass von ihr so viel Helle ausging, dass sie im Sonnenschein glänzte. Das wird ihm sicher nur so vorgekommen sein. Er durfte sie modellieren und er erklärte, dabei sei er endlich zur Ruhe gekommen. Vielleicht auch, weil sie selber von großer Ruhe war. Ich glaube fast, sie hat niemals geredet.“

Noch während dieses Gesprächs gingen sie langsam zum Ausgang. Dämmerung tönnte den Schnee, gab den Grabhügeln andere Formen. Der Duft der Räucherstäbchen stieg wie Atem auf. Gelassenheit überkam Peter Hansen.  
„Nur eins möchte ich gern noch wissen. Was ist aus ihr geworden nach dem Tod von Snegow?“  
„Sie ist in den Süden gegangen.“

**Download von Webseite: [www.elisabeth-dommer.de](http://www.elisabeth-dommer.de)**

**Alle Rechte bei Elisabeth Dommer**